

Jürgen Werbick

# Auslaufmodell Ortsgemeinde?

*Rückfragen eines systematischen Theologen*

**Nicht nur kirchenorganisatorisch, auch soziologisch und theologisch geraten Ortsgemeinden unter Druck. Ihr Scheitern zu behaupten, erscheint dennoch verfrüht und bleibt aus theologischer Perspektive bedenklich. Schließlich ist es der Geist Gottes, der sich in der Fläche verausgabt und sich nicht auf Sonderorte beschränkt.**

## **Klare Interessen, unklare Diskussionslagen**

● Die Lage ist dramatisch; man muss sie nicht ausmalen: stark sinkende Priesterzahlen, wenig Hoffnung auf einen quantitativ und qualitativ starken Nachwuchs unter den bisherigen Zugangsbedingungen zum Priesteramt; eine stark sinkende Nachfrage nach den gemeindlichen Angeboten an sakramentalen Feiern, Verkündigung und Seelsorge; und überdies stark sinkende Kirchensteuereinnahmen, die zu Einschnitten in die bisherigen pastoralen Strukturen führen. Es liegt offenkundig nahe, diese quantitativen Entwicklungen zu parallelisieren und dem »Priester-mangel« einen ebenso gravierenden »Gemein-demangel« gegenüberzustellen, soziologische Analysen zur Relativierung der Wohnortzentrierung (post-)modernen Lebens hinzuzunehmen

und so aus der Not eine Tugend zu machen. Die vielerorts gezogene Konsequenz läuft immer auf das Gleiche hinaus: Ortsgemeinden werden zusammengelegt; Selbstverantwortung und ehrenamtliches Engagement der Gemeindemitglieder werden eingefordert, ebenso ihre Mobilität und Flexibilität, da nicht mehr jedes Angebot vor Ort bereit gestellt werden könne; die Zahl der haupt- oder nebenamtlich in der Seelsorge Tätigen wird zurückgefahren.

Diese Strategie drängt sich auf und erscheint angesichts immer neuer finanzieller Horrormeldungen aus den Diözesen wie ein unabwendbares Schicksal. Sie hat – auch in den Augen der Kirchenverantwortlichen – nur einen Nachteil: Sie entmutigt abgründig, da sie in die Perspektive des »Immer Weniger« einsperrt; und sie entmutigt gerade die, deren kreatives Engagement gebraucht würde. So versucht man Perspektiven zu entwickeln, die die Chancen dieser Entwicklung herausstellen und auf die schöne neue Welt der pastoralen Netzwerke neugierig machen, sie als Realisierung und Konkretisierung der ekklesialen Koinonia theologisch adeln sollen.

Der Abschied von den Orts-Gemeinden ist leichter zu verkraften, wenn der Blick auf »Hochorte des Glaubens« im Zentrum dieser Koinonia gerichtet werden kann, womit auch den Pries-

tern eine verheißungsvolle Alternative zur »flächendeckenden Verausgabung«, zum bloßen Beschäftigtsein mit den »Service-Agenturen in der Ebene« angeboten würde.<sup>1</sup> Eine Stütze bieten pastoralsoziologische Analysen, die eine Differenzierung des seelsorglichen Angebots nahe legen und die nur noch für wenige bekömmliche, allenfalls mittelschicht-orientierte pastorale Einheitskost der herkömmlichen Ortsgemeinden kritisch ins Blickfeld rücken.

So geraten die Ortsgemeinden nicht nur kirchenorganisatorisch unter Druck. Es wird ihnen theologisch wie soziologisch zunehmend die Legitimation entzogen. Dabei gerät leicht aus dem Blick, wie viele lebendige Gemeinden es gibt – in denen das »Angebot« stimmt und die Gemein-

### »Ortsgemeinden als Stützpunkte«

den in die Lage versetzt wurden, sich dafür mit verantwortlich zu wissen – und welche Herausforderungen mit alternativen pastoralen Konzepten tatsächlich anstehen würden: konzeptionell wie personell. Es wäre immerhin denkbar, dass die gelebte Wirklichkeit der Ortsgemeinden als »Stützpunkte« gemeinschaftlicher Glaubenspraxis sich vielerorts längst von dem Zerrbild einer »Verausgabung« der Pastoral in der Fläche oder der »Service-Agentur« entfernt hat und zukunftsfähig ist, wenn das »personale Angebot« der Seelsorge qualifiziert gelebt wird.<sup>2</sup>

Diese Vermutung wird von vielen Erfahrungen gestützt, ist aber – mir ist das als Hochschullehrer, der für die Qualifikation des »Seelsorgepersonals« Mitverantwortung trägt, schmerzlich bewusst – äußerst unangenehm. Da erscheint es erträglicher, den Gemeindestrukturen die Schuld für Misserfolge aufzuladen und in neue Horizonte aufzubrechen, von denen man wenigstens so viel weiß: In ihnen soll die Pastoral »lebensraum-orientierter« und »milieuspezi-

fischer« organisiert werden, also da präsent sein, wo die Menschen sich wirklich aufhalten; sie soll vernetzter arbeiten, Synergieeffekte »mitnehmen«, mit weniger Personal auskommen und kostengünstiger sowie auf »Hochorte des Glaubens« konzentriert sein. Wie verlässlich ist diese Zukunftsprojektion? Meist wird dazu das Lebensraum- oder Lebenswelt-Konzept in Anspruch genommen.

### Lebensraum-Orientierung?

- »Lebensräume« sind nicht objektiv identifizierbare, sondern subjektiv wahrgenommene und aufgesuchte, identitätsrelevante und entsprechend (mit-)gestaltete Aufenthaltsorte, die konkreten Lebenskontexte, in denen sich identitätsbedeutsame Interaktionen abspielen und aufeinander abgestimmt werden. Sie sind – so die leitende These – immer weniger mit dem Wohnumfeld identisch und differenzieren sich immer weiter aus. Menschen leben in unterschiedlichen Lebensräumen, die von den Lebensräumen anderer Mitbewohner etwa des gleichen Wohnumfelds nach Berufstätigkeit, (Geschmacks-)Milieuzugehörigkeit, Freizeit- und Konsuminteressen und der Zugänglichkeit finanzieller Ressourcen differieren.

Man kann von einer »Verinselung« des Lebensraumes sprechen: Menschen verbringen ihr Leben auf mehreren Inseln »in einem unüberschaubaren, bedeutungslos gewordenen größeren Gesamtraum« und erhalten sich diese Inseln durch ihre Mobilitätsfähigkeit zugänglich.<sup>3</sup> Mit Anthony Giddens spricht man vom Lebensraum als »ortsungebundene(m) Interaktionszusammenhang«: In modernen Gesellschaften würden Lebensraum und Ort voneinander gelöst, da auch identitätsrelevante Interaktionen nicht mehr an Gleich-Örtlichkeit, sondern nur an

Gleichzeitigkeit gebunden seien und diese Gleichzeitigkeit durch Echtzeitkontakte via elektronische Medien praktisch unbeschränkt hergestellt werden könnte.<sup>4</sup>

Die Entörtlichung bzw. »Entbettung« der Lebensräume beruht danach auf der »Tatsache ... dass die Einheit von Wohnen, Arbeit, Versorgung und Freizeit sich auch örtlich aufgesplittert und einen neuen Typ des Lebens- oder Aktionsraums hervorgebracht hat, der sich immer weni-

### »Entörtlichung der Lebensräume«

ger auf den sozialen Nahraum um die Wohnung herum beschränkt, die vielfach nur als Schlafraum dient. Das Lokalitätsprinzip, die Definition des Handlungs- und Beziehungsraums durch einen gemeinsamen Ort, ist« – so Ebertz und Ullrich – »nicht mehr das tragende Bauprinzip moderner Gesellschaften.«<sup>5</sup> Auch die Pastoral dürfte sich nicht mehr vorrangig an den als Wohnumfeld gefassten gemeinsamen Lebensraum vor Ort, sie müsste sich vielmehr an den verinselt-vielfältigen Lebensräumen moderner Menschen orientieren und sich auf die unterschiedlichen ästhetischen Milieus bzw. Erlebnisräume einstellen, in denen Menschen sich von Kommunikations- und Erlebnisangeboten erreichen lassen oder – wenn sie nicht auf ihr ästhetisches Milieu abgestimmt sind – vor ihnen verschließen.<sup>6</sup> Milieu- und lebensraum-orientierte Pastoral müsste auf die Individualisierung der Ansprechbarkeiten und Erreichbarkeiten mit differenzierten Angeboten antworten, die nicht mehr nur im Wohnumfeld bereit gehalten werden können, sondern – miteinander vernetzt – auf größere Räume hin zu organisieren wären.

Wer noch auf die pastorale und theologische Notwendigkeit einer »Verörtlichung« des Glaubens hinweist, sieht sich schnell eines rückwärtsgewandten »Territorialismus« verdächtig

und in die Ecken der linken oder rechten Romantiker gestellt. Soziologen, die ihre Hand dicht am Puls der Zukunft haben, kennen den »offensichtlich negative(n) Ausgang eines gewissermaßen historischen Experiments« namens Ortsgemeinde und wundern sich, dass dieser »immer noch ignoriert werden kann, sogar von hochreflektierten Theologen.«<sup>7</sup> Vielleicht würde man sich weniger wundern müssen, wenn man nicht zuvor die Texte weitgehend ignoriert hätte, auf die man Bezug nimmt.

Es wird in diesen Texten nicht den herkömmlichen Konzepten und Strukturen der Pfarrseelsorge das Wort geredet, sondern auf Notwendigkeiten und Möglichkeiten einer Verörtlichung des Glaubens hingewiesen – und dabei auch auf gute Erfahrungen in den Gemeinden vor Ort. Vielleicht ärgert den Soziologen am meisten, dass man seine Konstrukte von der Entörtlichung der Lebensräume einer Plausibilitätsprüfung unterzieht, damit nicht zu viele pastorale Luftschlösser in die virtuellen Lebensrauminseln hinein projiziert werden.

Wenn wieder wahrgenommen wird, dass wohl kein Diskussionspartner an der bloßen Fortschreibung des pastoralen Status quo interessiert ist, könnten die Lebensrauminsel-Enthusiasten die Empirie-Emphase ihrerseits dem im »Kleingedruckten« selbst Eingerräumten zuwenden und konzeptionell zu würdigen versuchen, »dass auch in der deutschen Gegenwartsgesellschaft mit ihren überlokalen funktionspezifischen Verkehrsräumen und überlokalen identitätsrelevanten Daseinsformen lokale Daseinsformen nicht nur nicht wegzudenken sind, sondern in den letzten Jahrzehnten sogar an Bedeutung gewonnen haben.«<sup>8</sup>

Man wird es dem systematischen Theologen nicht verdenken, dass er der soziologischen Mega-Perspektive vom Scheitern des historischen Experiments Ortsgemeinde Skepsis ent-

gegenbringt und die Frage anstoßen möchte, unter welchen Bedingungen es zu solchem Scheitern kommt bzw. unter welchen es zu einer zukunftsfähigen Transformation von Ortsgemeinden kommen kann. Unerlässlich erscheint ihm darüber hinaus, dass man theologisch danach fragt, wie viel und welche »Verörtlichung« kirchlich gelebter Glaube braucht, um entstehen, »einwurzeln«, reifen und lebensbestimmend werden zu können. Unterschlägt man diese theologisch nahe liegende Frage, kommt es leicht zu pastoral-»pragmatischen« Allianzen, in denen anspruchsvolle, auch personalintensive Vernetzungs-Visionen dazu dienen, den pastoralen Rückzug »aus der Fläche« zu legitimieren.

## Lebensräume und Glaubensorte

● In unseren Breiten wird der Glaube nicht mehr dadurch lebensbestimmend, dass Menschen in ein religiöses Milieu hinein-sozialisiert werden. So kann den Ortsgemeinden nicht mehr vorrangig die Funktion zukommen, diese religiöse Integrationsleistung zu erbringen und zu verwalten. Glaube wird vielmehr in unterschiedlicher Intensität dadurch Lebenswirklichkeit, dass er sich in tragenden Überzeugungen ausdrückt und elementare Lebenserfahrungen »kontextualisiert«: ihnen einen guten Ort gibt. Diese Einwurzelung des Glaubens ist – in Spannung zu Phasen und Erlebnissen der »Entwurzelung« – ein lebenslanger Prozess, immer wieder neu anzustoßen und hilfreich zu begleiten.

Das wird keineswegs immer in »paternalistisch« von oben her veranstalteter Seelsorge geschehen, sondern ebenso in der Solidarität von Weggemeinschaften, die sich etappenweise auf den Wegen und Umwegen der Nachfolge weiterfragen und weiterhelfen; auch in Angeboten, die man weithin »entörtlichter« medialer Kom-

munikation verdankt oder an »Hochorten des Glaubens« von Zeit zu Zeit aufsucht. Alltagserfahrung wie theologische Reflexion sprechen aber dafür, dass auch die Gemeinden vor Ort hier eine unverzichtbare Rolle als »Stützpunkte« eines lebenslangen Christ(in)-Werdens spielen können.

Gemeinden halten Orientierungs-Orte zugänglich, die man aufsuchen kann, um sich im alltäglichen Betrieb selbst »über die Schultern zu schauen« und nach validen Bezugsgrößen zu suchen. Sie halten Orte »vor«, an denen Menschen mit übergroßen Fragen und übergroßen Hoffnungen gut aufgehoben sind; Orte, an denen der Kontakt mit einer Tradition ermöglicht wird, die die Sehnsucht nach Gerechtigkeit wach hält und eine Ahnung geben kann vom Eingeborgensein in Gottes guten Willen; einen Ort, an dem das Versprechen des Lebens angesichts seiner Krisen und Herausforderungen begangen und gefeiert wird, an denen Leiden und Scheitern nicht übergangen werden müssen und der Trost nicht billig ist; Orte aber auch, an denen Menschen sich sammeln, um Verantwortung zu übernehmen; Orte an denen Notleidenden geholfen wird.

Das mögen zunächst Rückzugs-Orte sein; und sie sollten möglichst »niedrigschwellig« zugänglich sein: Orte eben, an denen eine »Konzentration« auf den Lebensmittelpunkt möglich erscheint und »angeregt« wird durch das, was man heute eine »spirituelle Atmosphäre« nennt; Orte, die man von sich aus aufsucht, an die man aber auch »gelockt« werden will; »Herbergen«, in denen man Aufnahme findet, wenn einem die Wege nach nirgendwo führen, die nächsten Schritte zu schwer werden – oder zu leicht, zu beliebig.<sup>9</sup>

Aber es sind »darüber hinaus« Orte, an denen Menschen zusammenfinden, den »Geist« der Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft zu teilen, der ihnen selbst zur Herberge geworden ist

– und zur Provokation, aus diesem Geist zu leben, von ihm Zeugnis zu geben. Es sind Orte, an denen die Tradition daraufhin »evaluiert« wird, was sie an Zeugnis-Potenzial für heute »hergibt« und welche Herausforderung zur Zeit-Diagnose sie bereithält. So sind die Rückzugsorte auch Sendungsorte, »Laboratorien«, an denen ausprobiert

»wie Menschen Träger  
des guten Geistes werden können«

wird, wie Menschen Träger des guten Geistes werden und ihn weitergeben können, »Biotope des Glaubens«<sup>10</sup>, in denen der gute Geist zur Nahrung für ein geistliches Leben wird.

Noch gar nicht die Rede war von den Ritualisierungen des individuellen und sozialen Lebens, in denen das darin gegebene und so oft entschwindende Versprechen gegen die Ur-Angst, es sei ins Leere gesprochen, in den Rhythmen des Alltags oder in biographischen Lebenswende-Situationen erinnert und begangen wird: christlich im Zentrum Eucharistie und Umkehr-Rituale, in denen sich die religiöse Urerfahrung der Lebens-Zentrierung in der Gegenwart Gottes mehr oder weniger subjektiv nachvollziehbar erschließt.

Der Ritus: auch er ein Rückzugsort und ein Sendungsort. Der Geist, der hier mit der Gottes-Wirklichkeit vereint, will bezeugt werden im Einsatz für die Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit Gottes. Er will greifbar werden in Seelsorge und Diakonie; und er will erweckt werden in der ebenso »geistreichen« wie kompetenten Erinnerung an die Inspiration, die die Zeugnisse der Überlieferung bereithalten. Nichts wäre geistloser, als die Rituale lebensweltlich zu »verinseln« und zu isolieren.

In solcher Verörtlichung kann der Glaube einwurzeln und Menschen geistlich wachsen lassen, sie in Bewegung bringen, dem Leben in Fül-

le auf der Spur zu bleiben. Die Ortsgemeinden sind keineswegs der exklusive Ort solcher Verörtlichung; das habe ich – trotz gegenteiliger Bezeugungen meiner Kritiker – nie unterstellt. Aber Gemeinden vor Ort können ihr spezifische Möglichkeiten eröffnen, die man würdigen sollte, ehe man die fortschreitende Ausweitung »pastoraler Verantwortungs- und Organisationsräume« theologisch und soziologisch schönredet.

Die Verörtlichung des Glaubens im Leben der Menschen geschieht vorrangig in Mit-Lebensräumen, durch Kommunikationsformen, in denen die Kommunizierenden füreinander in ihrer Identität sichtbar und greifbar werden. Und sie erfordert Menschen, die solche Kommunikationszusammenhänge institutionell zugänglich halten, für sie Verantwortung übernehmen und in sie das Geist-Potenzial der Glaubensüberlieferung ebenso einbringen können wie die Wachheit dafür, wozu der Geist dieser Überlieferung hier und heute antreibt. Es müssen nicht immer haupt- oder nebenamtliche Theolog(inn)en vor Ort sein. Aber man sollte auch nicht unterschätzen, wie viel professionelle Kompetenz in unserer Kultur hier angefordert ist; freilich auch wie viel kommunikative Zugänglichkeit und wie viel spirituelle Erfahrungheit.

Verörtlichung des Glaubens lebt deshalb auch von mit-gehender, mit-lebender Seelsorge, von Seelsorger(inne)n, die erreichbar sind – nicht nur »Anlaufstellen«, sondern verlässliche Kommunikationspartner. Das müssen wiederum nicht Priester vor Ort sein; es können selbstverständlich auch qualifizierte Laien sein, die man »lässt« und nicht dauernd vor lauter Statusängsten in ihrem Status klein redet. Aber man sollte sich auch klar machen, dass die Rolle des priesterlichen Amtsträgers nicht auf die des Kult-Verantwortlichen reduziert werden darf; dass seine Rolle gerade darin ihr Proprium hat, die verschiedenen Dimensionen der Verörtlichung des

Glaubens – spirituelle, seelsorgerliche, diakonale, sakramentale – zusammenzuhalten und so die »Biotop gelebter Christlichkeit« zu schützen, die für unterschiedliche Weggemeinschaften und »Einzelreisende« Stützpunkt und Herberge sein können.

## Fazit

● Ortsgemeinden: ein Auslaufmodell? Sie sind von der Krise der Kirche betroffen wie alle anderen Dimensionen des Kircheseins. Warum attestiert man ihnen zuerst ein Scheitern in kirchengeschichtlichem Ausmaß? Etwa deshalb, weil man so die Glaubenskrise als basisnahe Organisationskrise handhabbar machen möchte? Es geht eher um einen tief greifenden Funktionswandel der Gemeinden, die von allen Herausforderungen der Kirche gleichermaßen und »bis ins Mark« betroffen werden: der spirituellen, der diakonischen, der seelsorglichen, der intellektuellen, der rituellen und – in all dem – der missionarischen. Sie werden zu Zentren, die (mehr oder weniger) aufgesucht werden und von denen Sendung ausgeht. Als »Hingeh-Orte« wären sie zu wenig. Menschen, die sich dort sammeln, gehen ihrerseits hin zu den Menschen, als Laien

wie als professionalisierte »Seelsorger(innen)« oder als priesterliche Amtsträger. Das ist »Verausgabung in der Fläche«, Verausgabung des Geistes Gottes, den man nicht für sich behalten kann.

Es scheint mir auch für Priester keine ideale Perspektive zu sein, sich an den »Hochorten des Glaubens« solcher Verausgabung zu entziehen und primär für die Menschen da sein zu wollen, die zu ihnen kommen. Aber wenn es nur noch so wenige Priester gibt, dass man gerade noch solche »Hochorte« versorgen kann? Dann muss man sich entscheiden, ob man die theologisch wie pastoral sinnvolle Bestimmung des priesterlichen Dienstes als Gemeindeleitung im qualifizierten spirituellen, diakonalen, seelsorglichen und sakramentalen Dienst einer bestimmten priesterlichen Lebensform opfern will. Auf die Ausreden, die Aufhebung der Zölibatsverpflichtung werde hier allenfalls kurzfristig etwas ändern oder der Gemeindemangel werde den Priestermangel schon kompensieren, sollte man sich nicht zurückziehen. Und dem Hinweis, in vielen dieser Bereiche sei jetzt das verantwortliche, auch professionelle Engagement der Laien erwünscht, sollten entschiedene Taten folgen. Über Finanzen wird man dann sprechen müssen – und das wird alles andere als einfach.

<sup>1</sup> Diese Formulierungen gehen auf einen Vortrag eines Weihbischofs vor dem Pastoralrat einer deutschen Diözese zurück. Der Vortrag ist unveröffentlicht. Aber er hat in der betreffenden Diözese einen breiten Widerhall gefunden.

<sup>2</sup> Vgl. S. Kleymann, O Seligkeit getauft zu sein? Vom Glaubenszeugnis einer Ortsgemeinde, Münster 2005.

<sup>3</sup> Vgl. Michael N. Ebertz/

Peter-Otto Ullrich, Lebensraum, sozialer Nahraum und Organisationsraum, in: M. N. Ebertz/O. Fuchs/D. Sattler (Hg.), Lernen, wo die Menschen sind. Wege lebensraumorientierter Seelsorge, Mainz 2005, 121–145, hier 134f.

<sup>4</sup> Ebd., 138 mit Berufung auf Anthony Giddens, Konsequenzen der Moderne, Frankfurt a. M. <sup>2</sup>1997, 30.

<sup>5</sup> A.a.O., 138f.

<sup>6</sup> Vgl. im gleichen Band: M. N. Ebertz/P.-O. Ullrich, Milieu, Lebensstile und Religion, 146–185. Repräsentativ für Milieuforschung und Alltagsästhetik ist: G. Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt 1992.

<sup>7</sup> Vgl. M. N. Ebertz, Wider den Wohnraum-Territorialismus, in: Lebendige Seelsorge 55 (2004) 16f.

Ebertz bezieht sich auf meine Beiträge im gleichen Heft.

<sup>8</sup> Ebertz/Ullrich, Lebensraum, a.a.O., 142.

<sup>9</sup> Vgl. Jan Hendriks, Gemeinde als Herberge. Kirche im 21. Jahrhundert – eine konkrete Utopie, Gütersloh 2001.

<sup>10</sup> Vgl. »Zeit zur Aussaat«. Missionarisch Kirche sein (Die dt. Bischöfe, Nr. 68, Bonn 2000), Nr. 4.